

Zeitschrift: Oltner Neujahrsblätter
Herausgeber: Akademia Olten
Band: 64 (2006)

Artikel: Als Studentin an der Dorfschule in Wisen 1954
Autor: Christen-Aeschbach, Charlotte
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-659697>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Als Studentin an der Dorfschule in Wisen 1954

Charlotte Christen-Aeschbach

Sind es Zufälle, die einem im Leben an einen Ort verschlagen, den man vorher nie gesehen hat, oder ist alles die Konsequenz des Vorangegangenen? Ich wäre wohl kaum je Lehrerin in Wisen geworden, hätte ich nicht auf meinen Vater gehört und nach der Matura in Basel das Studium der Germanistik und Romanistik begonnen. Die dreimonatigen Semesterferien im Sommer nützten damals die meisten Studenten, um mit Ferienjobs etwas eigenes Geld zu verdienen.

Ich hatte mich gleich zu Beginn meines Studiums beim Erziehungsdepartement in Solothurn gemeldet, denn ich wusste, dass im ganzen Kanton ein krasser Lehrermangel herrschte und ständig Aushilfen gesucht wurden. Erkrankte ein Lehrer oder fiel er aus, weil er wochenlang Militärdienst leistete, z. B. mit Abverdienen, so brachte dies für die betroffene Gemeinde fast unlösbare Probleme. In Wisen, so erzählte mir der heute 91-jährige Lokalhistoriker Paul Bitterli, erteilten zwischen 1943 und 1975 zweiundachtzig Personen Unterricht: 54 Lehrer und 28 Lehrerinnen, teils fest angestellt, mehrheitlich jedoch als Aushilfen. Stelle man sich diese Misere vor! Immer nach ein paar Wochen oder Monaten mussten sich die Kinder auf eine neue Person einstellen, die andere Prioritäten setzte, deren Launen und Macken sie noch nicht kannten. So flexibel und willig können nur Kinder sein, die gerne zur Schule gehen. Damals mussten alle Kinder zu Hause hart mitarbeiten: die Buben in der Landwirtschaft und im Wald, die Mädchen in der Haushaltung und im Garten. In den damals kinderreichen Familien trugen die Grossen vielfach die Verantwortung für die Kleinen. Da bot die Schule den meisten Kindern Erholung, Abwechslung und Vergnügen, zumindest denjenigen, die leicht lernten. Fast alle meine Schülerinnen und Schüler sassেন mäuschenstill und aufmerksam in ihren Bänken, waren dankbar für einen geregelten Schulbetrieb und hatten keine Mühe, der Lehrerin mit Respekt zu begegnen.

Aber nun der Reihe nach: Nach zwei Semestern Studium in Basel wurde ich vom Erziehungsdepartement in Solothurn angefragt, ob ich Lust hätte, auf der Oberstufe der Primarschule in Wisen aushilfsweise zu unterrichten. Der Stelleninhaber, Emil Keller, war krank geworden und fiel für mehrere Wochen aus. Und ob ich wollte! Mit 21 Jahren traut man sich so etwas zu, auch ohne pädagogische Ausbildung. Schliesslich war ich ja selber 12 Jahre zur Schule gegangen. Wie sollte ich da nicht wissen, wie man unterrichtet? Ausserdem schickte mir Solothurn die Lehrpläne der 5.–8. Klasse zu, die Stundeneinteilung änderte sich ohnehin nicht, denn wir befanden uns ja mitten im Schuljahr. Es würde also alles so weitergehen, wie mein Vorgänger die Lektionen bestimmt hatte. Wären trotzdem Schwierigkeiten aufgetreten, so hätte ich Elsbeth Voegeli, meine ehemalige Schul-

kameradin, um Rat gefragt, die in Wisen, fest angestellt, die Unterstufe unterrichtete. Zusammen würden wir den Rank schon finden. Kost und Logis besorgte mir die Schulkommission Wisen.

Meine Unterkunft

Ich wurde einquartiert bei Emil und Klara Kunz-Ackermann. Herr Kunz, genannt «Chalofeseppemiggel», arbeitete in der SBB-Werkstatt Olten als Eisengiesser. Er war in jungen Jahren ein flotter Militärtrompeter und vier Jahre lang Dirigent der hiesigen Musikgesellschaft gewesen. Seine zweite Frau, Klara Ackermann von Hägendorf, lernte er in der «Spysi» in Olten kennen, wo sie als Köchin arbeitete. Die erste Frau war ihm von sechs Kindern weggestorben. 1954 lebte nur noch das Ehepaar Kunz in dem Haus an der Zeglingerstrasse. Die Jungen waren längst erwachsen und ausgeflogen. Es hatte also Platz für mich. Frau Kunz nahm mich gerne auf. Es brachte ihr ein wenig Abwechslung in ihrem einsamen Alltag. Wir assen zusammen in der Küche zu Mittag. Herr Kunz fuhr in aller Frühe weg und kam erst zum Abendessen nach Hause. Er war ein wortkarger Mann, wahrscheinlich auch müde nach dem langen und strengen Arbeitstag. Er sprach immer nur das Allernötigste in kurzen Sätzen. Erstaunt stellte ich fest, dass die Eheleute sich nie beim Vornamen nannten. Die Anrede lautete: «Du», «He» oder fehlte ganz. Gefühle zeigten beide nie, jedenfalls nicht vor mir. Deshalb freute sich Frau Kunz, eine junge, moderne «Stadtfräule» wie mich am Tisch zu haben. So konnte sie sich mittags vieles von der Seele reden, was sie bedrückte. Sie litt unter der Schweigsamkeit ihres Mannes, der seinen weichen Kern lieber unter einer rauen Schale versteckte. Umgekehrt hatte auch sie sich im Umgang mit ihrem Mann so eine Art Telegrammstil angewöhnt. – Frau Kunz hatte einen grossen «Pflanzplätzli», wo alles wuchs, was man für eine gesunde Ernährung brauchte: Kartoffeln, Salat, Gemüse, Beeren und natürlich standen auch Fruchtbäume in ihrem Garten. Mit den Abfällen aus der Küche mästete sie ein Schwein, dessen Stall gleich neben der Küche lag. Ich erinnere mich nicht mehr, ob sie auch Kaninchen und Hühner hielt. Wahrscheinlich schon, denn vom eigenen Schwein blieb nur das Geräucherte längere Zeit. Alles andere, wie Blut- und Leberwürste, Bratwürste, Hackfleisch, Innereien und Bratenstücke wurden im Winter bald nach dem Schlachten verspeist, denn Kühlschränke kannte man damals noch nicht. Die Woche hindurch assen wir viel Gemüse, Kartoffeln und dazu ein Stück Speck. In einer dunklen Eisenpfanne briet Frau Kunz eine herrliche Röstli. Sie kochte feine, sämige Gemüsesuppen, buk knusprige Apfelwähen oder Zwiebelkuchen und servierte uns dazu

Milchkaffee oder sauren Most. Abends gab es Brot mit Speck oder Wurst, Konfitüre und Kaffee. Aus Brotresten bereitete Frau Kunz entweder goldgelbe «Fotzelschnitten», mit Zimtzucker bestreut, oder «Vogelheu» mit Apfelschnitzen. Milchreis mit Zwetschgen, für sie und ihren Mann das Leibgericht, gab es nur am Wochenende, wenn ich nach Hause fuhr. Frau Kunz wusste, dass ich Milchreis beim besten Willen nicht runterbringe. Sie kochte jeden Tag geschwellte Kartoffeln. Einen Teil davon assen wir so zusammen mit Butter und Käse oder am nächsten Tag in Form von Rösti oder Kartoffelsalat. Die restlichen Kartoffeln stampfte sie mit einem Stössel in die Schweinetränke. Herrliche Omeletten, süss oder mit Schinken, gehörten ebenfalls zum Speiseplan, genau so wie Spiegeleier oder Rühreier. Mir läuft noch heute das Wasser im Munde zusammen, wenn ich an die feine Küche von Frau Kunz denke. Nach jedem Wochenende zu Hause hatte mir meine Mutter eine Tortenschachtel mit Patisserie und Kuchen bereitgemacht, die ich bei meiner Rückkehr am Sonntagnachmittag mitbrachte. Frau Kunz kochte Tee, und zu dritt genossen wir die feinen Sachen bei einem Sonntagsjass. Herr Kunz war ein leidenschaftlicher Jasser. Den wöchentlichen Jassabend mit seinen Kollegen in einem der drei Wirtshäuser verpasste er nie. Gegen Mitternacht kam er manchmal ein bisschen ge-

Kugelstossen, zudem eine Reckstange. Das Schulhaus enthielt nur das Allernötigste: unten beim Eingang Kleiderhaken für Mäntel und Jacken, am Ende des Korridors zwei getrennte WC für Knaben und Mädchen, im Klassenzimmer eine Wandtafel sowie einen Tisch. Ein «asthmatisches» Harmonium für die Singstunde, ein Schrank und ein kleines Archiv standen ebenfalls zur Verfügung. Im oberen Stockwerk lag die momentan unbewohnte Lehrerwohnung. Sie diente früher dem Pfarrer als Wohnsitz, wurde dann renoviert, als der Pfarrer 1946 ins neu erbaute Pfarrhaus umziehen konnte.

Der erste Schultag

Ein bisschen Herzklopfen hatte ich schon, als ich zum ersten Mal das Klassenzimmer betrat und 20 Augenpaare mich erwartungsfroh musterten. Die Kinder gefielen mir auf Anhieb: Klare, offene Gesichter mit wachem Ausdruck, alle sauber gewaschen, die glänzenden Haare in Zöpfe geflochten oder mit einem «Taffetlätsch» verziert, waren mit zugewandt. Die Mädchen trugen ausnahmslos eine klein gemusterte Schürze, die Knaben handgestrickte Pullis und kurze Hosen. Nur die zwei Achtklässler sassen in Hemd und langen Hosen, wie junge Männer, mir gegenüber. Ich selbst hatte mich auch hübsch gemacht: Zum

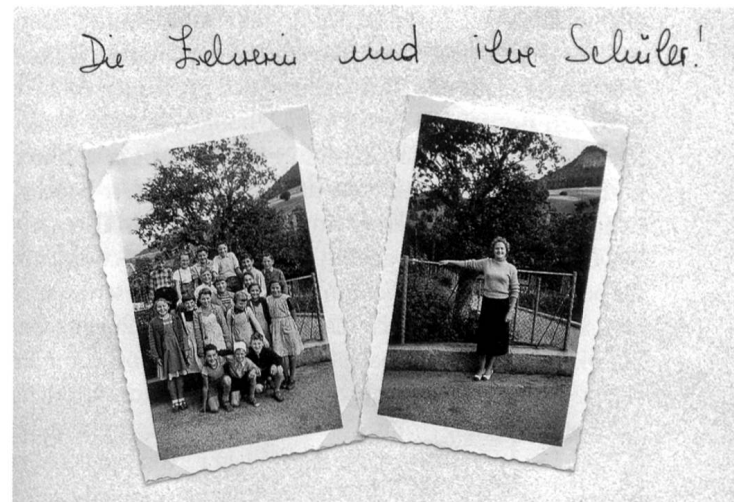


Das alte Schulhaus in Wisen

sprächiger als sonst nach Hause, das Gesicht gerötet, den Hut leicht ins Genick geschoben. Die steile Treppe zum Schlafzimmer im ersten Stock bereitete ihm gelegentlich Mühe, denn normalerweise gönnte er sich sonst höchstens ein Glas sauren Most nach Feierabend.

Die Schule

Mitten im Dorf stand das 1856 erbaute Schulhaus. Der ursprünglich einzige Raum im Erdgeschoss wurde später mit einer Wand unterteilt, sodass zwei Klassenzimmer entstanden. Eines für die Unterstufe, 1.–4. Klasse, und eines für die Oberstufe, 5.–8. Klasse. Gleich neben dem Schulhaus befand sich ein asphaltierter Platz mit verschiedenen Turngeräten darauf: gerade und schräge Kletterstangen, eine Sandgrube für Hoch- oder Weitsprung und



Ausschnitt aus dem Fotoalbum von damals

marineblauen Faltenjupe trug ich einen hellblauen Rippenpulli und blau-weiße Pumps. Die blonden Haare waren frisch gelockt und die Lippen rosa geschminkt. «Guten Morgen allerseits» begrüßte ich sie gut gelaunt. «Nun wollen wir uns erst mal mit Namen kennen lernen.» Der Reihe nach nannten mir die Kinder ihre Namen, und ich trug sie in den Sitzplan ein. Ich begann mit den Fünftklässlern und endete mit den Grossen. Wie hält man Schule mit 4 Stufen gleichzeitig? Ganz einfach: Die Hälfte der Schüler beschäftigt man schriftlich, z. B. mit einem Aufsatz, mit Abschreiben eines Textes, mit Rechnen, mit Zeichnen oder mit Verbesserungen, die andere Hälfte muss lesen oder mündlich rechnen, hat Geografie- oder Geschichtsunterricht, je nach Stundenplan. Jede Stunde wird gewechselt. Für mich hiess das, den Tag gut vorzubereiten, damit alle beschäftigt waren und

keine Langeweile aufkam. Jeden Morgen haben wir alle zusammen gesungen, denn ein fröhlicher Schulbeginn schien mir wichtig. Zwei Mal pro Woche stand Turnen auf dem Programm. Diejenigen Kinder, die leicht und schnell auffassten und vor den andern mit ihrer Aufgabe fertig waren, setzte ich häufig neben die Langsameren und bat sie, diesen ein wenig zu helfen. Das taten sie gerne, es erfüllte sie fast ein wenig mit Stolz.

Wenn die Woche hindurch gut gearbeitet worden war, las ich ihnen am Samstagmorgen zur Belohnung eine spannende Geschichte vor oder wir verliessen die Schulstube und verlegten den Naturkunde-Unterricht in Feld und Wald. In der Schule eine gelöste Atmosphäre zu verbreiten schien mir wichtig. Ein grosses Problem konnte ich leider nicht meistern: Ich hatte in der 5. Klasse einen Knaben, der noch immer nicht fehlerfrei lesen und schreiben konnte. Wenn die Reihe an ihm war, ein paar Zeilen aus dem Lesebuch vorzulesen, dann stammelte er richtig abenteuerliche Wörter, die völlig verdreht waren. Heute weiss ich natürlich: Der Junge war Legastheniker; aber damals hatte ich keine Ahnung, schon gar nicht, wie ich ihm helfen könnte. Gab er mir sein Diktat zurück zum Korrigieren, so war das Blatt nachher rot, so viele Orthographiefehler musste ich anstreichen. Der Junge schaffte auch die Verbesserungen nicht. Es war einfach zum Verzweifeln. Dabei gehörte er bei allen manuellen Dingen zu den Besten. Im Werkunterricht, wo wir Körbe flochten, war er der Begabteste. Keiner arbeitete so exakt und flink wie er. Auch im Turnen gehörte er zu den Besten. Ihn liess ich die Übungen immer vorturnen. Das verschaffte ihm das Erfolgserlebnis, das er so bitter nötig hatte. Übrigens stattete uns eines Tages Herr Beutler, mein ehemaliger Turnlehrer am Progymnasium in Olten, einen Besuch ab. Er hatte gehört, dass ich in Wisen Schule gab. Da befürchtete er wohl Schlimmes. Ich war nicht sehr sportlich, und Turnen war auch nie mein Lieblingsfach gewesen. Herr Beutler amtierte damals als kantonaler Turninspektor. Er war verpflichtet, dafür zu sorgen, dass der Turnunterricht nicht vernachlässigt wurde. Er nahm sich netterweise Zeit, mir ein paar gute Vorschläge zu machen für Ballspiele, Staffetten und Freiübungen. Im Übrigen machte er mich darauf aufmerksam, dass die grossen Buben den 80-Meter-Lauf mit Zeitmessung zu absolvieren hätten. Das ging nur auf der Dorfstrasse, unterhalb des Schulhauses.

Wir massen gemeinsam mit dem Messband die Strecke ab und markierten sie mit Kreide. Herr Beutler verabschiedete sich sichtlich zufrieden und wünschte mir alles Gute. Beim nächsten Bubenturnen – die Mädchen sassen im Handarbeitsunterricht – rannte ich mit den Buben der Dorfstrasse entlang. Ich trug, wie die Schüler, Turnkleidung: kurze Hose und ärmelloses Top. Das hingegen gefiel nun dem Herrn Pfarrer überhaupt nicht. Er liess mir durch die Schulabwartin mitteilen, dass mein Tenü höchst unpassend sei. Es könnte die grossen Buben auf sündige Gedanken bringen. Darauf war ich nun wirklich nicht gefasst, aber da das Pfarrhaus in der Nähe des Schulhauses lag, besorgte ich mir pflichtbewusst eine lange Trainingshose. Allerdings trug ich sie nur, wenn wir die Dorfstrasse benützten. Unser Turnplatz

beim Schulhaus war für den Herrn Pfarrer nicht einsehbar, und ausser ihm hatte niemand etwas gegen meine kurzen Hosen. Hatte der Herr Pfarrer vielleicht selber sündige Gedanken beim Anblick meiner nackten Beine?

Die Schule begann morgens um halb acht. Kurz nach sieben Uhr machte ich mich auf den Weg, kontrolliert von den Müttern hinter den Fenstervorhängen, die Kirchturmuhren im Auge, ob ich auch pünktlich sei. Am Nachmittag, wenn die Schule aus war, sass ich meistens noch im Schulzimmer und korrigierte Hefte. Auf die Sekunde genau erschien die Abwartin, den Staublappen unter dem Arm, und machte sich ans Wischen der Böden. Sie riss die Fenster auf und waltete geschäftig ihres Amtes. Gleichzeitig versorgte sie mich mit den Neuigkeiten aus dem Dorf. Ich hütete mich davor, einen Kommentar abzugeben. Ich beschränkte mich ihr gegenüber auf Äusserungen wie «soso», «ach ja», «was Sie nicht sagen». Dabei wusste ich meistens gar nicht, wer gemeint war. Die Leute im Dorf hiessen mehrheitlich Kunz, Bitterli, Christ, Schärer, Nussbaumer oder Walser. Damit man wusste, von wem die Rede war, besaßen alle einen Zunamen, der mir natürlich nicht geläufig war. Im Übrigen war mir klar, dass auch ich ständig beobachtet wurde, deshalb sass ich die Woche hindurch brav bei Familie Kunz in der Küche und ging um 10 Uhr zu Bett. Den Ausgang holte ich am Samstagabend zu Hause nach. Gegen Ende meines vereinbarten Aufenthalts in Wisen wurde ich an eine Sitzung der Schulkommission eingeladen, bei der der Pfarrer als Protokollführer fungierte, als Einziger sattelfest in der Rechtschreibung. Wir sassen in den engen Schulbänken, der Präsident und der Protokollführer vor uns am Tisch. Eines der Traktanden bezog sich auf mich. Die Herren versuchten mich zu überreden, bis zum Ende des Schuljahres in Wisen zu bleiben. Sie waren offensichtlich mit mir zufrieden. Zudem wollten sie den Schülern einen weiteren Wechsel ersparen. Sie luden mich sogar zu einem Glas Wein in den «Löwen» ein. Ich gebe zu, die Verlockung war gross, denn zum ersten Mal verdiente ich mein eigenes Geld und wurde erst noch gut bezahlt. Nach Rücksprache mit meinen Eltern beschloss ich aber, mein Studium in Basel ohne Unterbruch fortzusetzen. Mitte Oktober, als das Semester wieder begann, nahm ich Abschied, nicht ohne Wehmut, denn es war für mich eine schöne und glückliche Zeit gewesen, die ich bis heute nicht vergessen habe. Das alte Schulhaus gibt es noch heute. Das Gebäude wurde ganz ausgehöhlt und völlig neu eingerichtet für die Gemeindeverwaltung. Ein modernes Schulhaus, samt Turnhalle und Mehrzweckgebäude, steht der Bevölkerung zur Verfügung. 50 Jahre sind nun vergangen, seit ich in Wisen Schule gab. Deshalb fuhr ich kürzlich an einem regnerischen Montag in das kleine Dorf zurück. Ich wollte wissen, ob mich mein Gedächtnis nicht täuscht und ob ich mich dort, nach so langer Zeit, überhaupt noch auskennen würde. Ich fühlte mich sofort wieder heimisch, besonders als ich zwei ältere Herren traf und mit ihnen ins Gespräch kam. Herr Bloch und Herr Bitterli konnten sich beide an die damalige Zeit erinnern, allerdings nicht an mich. Wie sollten sie auch, war ich doch nur eine der unzähligen Aushilfen, die man damals den Schulkindern von Wisen zugemutet hat.